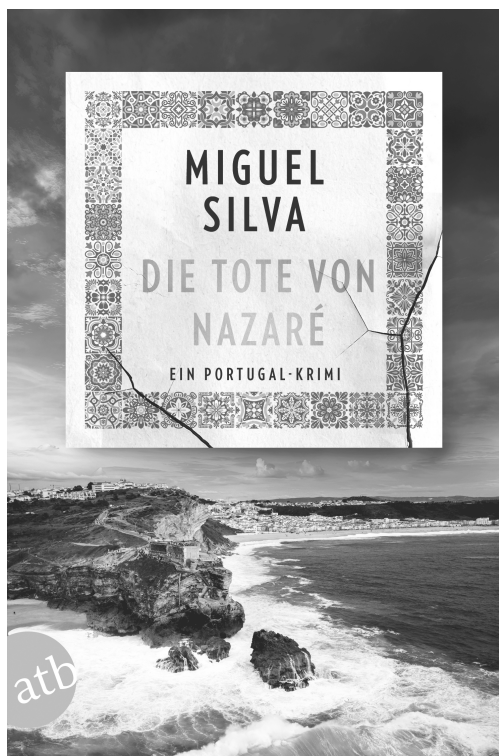


LESEPROBE



Prolog

Was denkt ein Mensch in der letzten Sekunde seines Lebens? Zieht in einem Moment, der sich dehnt und dehnt, wirklich sein Leben an ihm vorbei? Sie roch das Salz des Meeres in der Luft, sie roch das feuchte Gras neben dem Weg, sie roch ihr eigenes Blut, das sanft und langsam aus ihr herausrann, sie roch sogar die Sonne, die sich irgendwo weit draußen über dem dunklen Ozean bereit machte aufzugehen. Sie wollte die Augen nicht schließen. Sie wollte alles sehen: ihren Mörder, sein zufriedenes Gesicht. Sie war selbst eine Mörderin geworden, wenn auch aus Notwehr, weil man sie verfolgt und bedroht hatte, aber gab es das überhaupt: Notwehr? Sie hatte nicht aufgepasst. Deshalb war ihr all das nun passiert. Dabei war sie so nahe dran gewesen, alles aufzuklären, was in den letzten Monaten geschehen war. Und nun kämpfte sie in dieser einen langen Sekunde darum, nicht die Augen zu schließen.

All das, sagte sie sich, haben wir doch aus Liebe gemacht. Konnte so viel Böses mit wahrer Liebe zu tun haben? Sie sah ihn vor sich, sie roch ihn. Ja, er war nun auch hier – die Liebe ihres Lebens, ein Mann voller Witz und Charme, der sich von allem lossagen wollte. Für sie.

Ich schließe die Augen nicht, sagte sie sich in dieser einen Sekunde, die immer noch nicht zu Ende war. Wenn ich sie schließe, bin ich wirklich tot.

Dann sah sie ein Licht über sich – es zog langsam am dunklen Himmel entlang. Ein Flugzeug oder ein Stern, der über ihr verglühte. Dieser Gedanke gefiel ihr.

Die eine lange Sekunde war zu Ende.

Sie starrte das Licht an und starb mit offenen Augen.

1 Eine Welle hatte sie wieder an Land gespült. So hatte es sich angefühlt, als sie die Augen aufgeschlagen hatte. Eine mächtige Welle hatte sie erfasst und sie aus dem Koma, in dem sie fast zwei Wochen gelegen hatte, zurück ins Leben getragen, und deshalb war sie nun hier – in Nazaré, dem Ort, an dem sich im Winter, so hieß es, die höchsten Wellen der Welt auftürmten.

Spontan hatte sie den Flug nach Lissabon gebucht, und nicht einmal ihrer Freundin Dagmar, die vor gut einem Jahr nach Portugal gezogen war, hatte sie ihre Reise angekündigt. Ich will endlich wieder gesund werden, dieser Gedanke hatte sie beflügelt, ich will nach dem Überfall wieder ein normales Leben führen. Und dann war ihr das Bild von Nazaré eingefallen, das Dagmar ihr geschickt hatte, als sie noch im Krankenhaus gelegen hatte – eine Postkarte nur mit wilden Wellen und einem herzlichen Gruß.

Fast drei Monate hatte sie nach dem Koma gebraucht, um wieder die einfachsten Dinge tun zu können – duschen, zur Toilette gehen, sich Schuhe anziehen, sprechen. Ihre Stimme hatte fremd und heiser geklungen, und Schwindelanfälle gehörten nun zu ihrem Alltag dazu. Ins Präsidium war sie nur einmal gegangen. In der Kantine hatte man sie mit stürmischem Beifall begrüßt, sogar der Polizeipräsi-

dent Neuendorf war herbeigeeilt, um ihr die Hand zu schütteln.

»Schön, dass du zurück bist, Maren«, hatte Robert Klausner gesagt, mit dem sie die letzten eineinhalb Jahre lang eng zusammengearbeitet hatte, aber natürlich stimmte es nicht. Sie war nicht zurück, sie hatte sich nur kurz gezeigt, um zu beweisen, dass sie überlebt hatte und wieder auf zwei Beinen gehen konnte. Es war fraglich, ob sie jemals wieder als Hauptkommissarin würde arbeiten können. Klausner hatte sie umarmt, und sie hatte ihn sogar leise schluchzen gehört.

Nach einer Stunde war sie erschöpft mit dem Taxi nach Hause gefahren.

Zum Glück hatte man sie nichts gefragt – weder nach dem Überfall in der Bank noch nach dem Fall, den sie zuletzt bearbeitet hatte – den Mord an Roger König, den Fitness-Papst von Köln, dem zehn Fitnessstudios gehört hatten und der Teilhaber am »Luna«, einem Musikclub, war. Sie hätte auch nichts sagen können. Die letzten vier Monate vor dem Überfall waren wie ausgelöscht – sie konnte sich buchstäblich an nichts erinnern, obwohl sie alle Anstrengungen unternahm und unendlich oft versucht hatte, in sich hineinzuhören, nachts bei Mondlicht auf dem Balkon oder mit Musik. Sogar Yogaübungen hatte sie probiert.

Ihre letzte Erinnerung galt ausgerechnet ihrem sieben- unddreißigsten Geburtstag am dreizehnten Juni. Peer hatte sie ins Hyatt ausgeführt. Die Wochen vorher waren zwi-

schen ihnen nicht gut gelaufen. Peer hatte Ärger und zu viel Arbeit in seiner Kanzlei, und sie war froh gewesen, dass sie ihre eigene Wohnung am Beethovenpark, die eigentlich viel zu teuer war, nicht aufgegeben hatte.

»Damit du den Rhein einmal von der anderen Seite siehst«, hatte Peer gesagt, als sie über die Deutzer Brücke gefahren waren und er seinen BMW vor dem Hyatt geparkt hatte. Sie hatten angestoßen und sich auf ein Fischgericht geeinigt, und dann ... nichts mehr. Hatte er vielleicht sogar ein Zimmer im Hotel gemietet, für eine Nacht der Versöhnung? Sie hatte es nicht gewagt, ihn danach zu fragen. Alles war wie ausgelöscht, bis sie in der Uniklinik erwacht war – mit höllischem Durst und Schmerzen im Kopf. Da, wo die Kugel sie getroffen hatte.

Die Schmerzen waren bis auf gelegentliche Kopfschmerzattacken verschwunden, doch die Erinnerungen waren bisher nicht zurückgekehrt.

Vielleicht, hatte ihr Arzt, der den wunderbaren Namen Teufel trug, erklärt, werde die Zeit für sie für immer im Dunklen bleiben. Die Kugel habe zum Glück ihr Gehirn nicht an den entscheidenden Stellen in Mitleidenschaft gezogen, man habe sie herausoperieren können und keine Gefäße verletzt. Natürlich seien schwere Blutungen entstanden. Man habe ihr zudem die Schädeldecke aufbohren müssen, um den Druck abzumildern ...

»Genug«, hatte Maren da geflüstert. Sie wollte von Aufbohren, von Blutungen im Gehirn, Lähmungserscheinungen, von etwaigen Folgeschäden nichts hören, wollte sich

auch keine Röntgenbilder anschauen, die Doktor Teufel ihr gerne erklärt hätte, vermutlich, damit sie sah, welche großartige Arbeit sein Ärzteteam geleistet hatte.

Sie versuchte, die Gedanken an die Operation, an die Zeit in der Uniklinik beiseitezuschieben. Die Gegenwart zählte nun – nichts anderes. Sie war jetzt hier in Nazaré. Hier wollte sie Wellen sehen, die nicht nur in ihrem Kopf waren, und sich erholen und vielleicht ein paar Dinge begreifen.

Es war Montag, Mitte Januar. Sie war früh aufgestanden. Da es in Portugal eine Zeitverschiebung von einer Stunde gab, war es sogar noch früher als in Köln. Sechs Uhr dreißig, Ortszeit. Noch war es draußen dunkel.

Sie verließ ihre kleine Pension, die in einer der engen Gassen, etwa fünf Minuten vom Stadtstrand entfernt, lag. Kaum war sie aus dem Haus getreten, konnte sie die Straße hinunter das graue Meer erahnen, auf dem sich ein erstes zaghafte Licht spiegelte.

Aber hier an diesem Strand gab es nicht diese Monsterwellen, hatte sie erfahren. Dazu musste sie zum Praia do Norte, zum Nordstrand, genauer hinauf nach Sítio und zur Festung Forte de São Miguel. Die Seilbahn, die dort hinauffuhr, war um diese frühe Zeit noch nicht in Betrieb, also ging sie zu Fuß einen gewundenen, recht steilen Weg hinauf, der jedoch gut gepflastert war. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte sie tief und fest geschlafen – sechs Stunden am Stück.

Vor zwei Tagen, am Samstag, war sie in Lissabon gelandet. Peer hatte dieses Unternehmen für eine Schnaps-

idee gehalten. »Was soll das?«, hatte er sie am Abend zuvor gefragt. »Du fährst im Januar nach Portugal, um dir Wellen anzuschauen? Und ich darf dich nicht einmal begleiten? Wenn du dich erholen willst, fliegst du am besten nach Lanzarote oder Kapstadt, aber ...«

»Hör auf«, hatte Maren ihn mit größtmöglicher Entschiedenheit unterbrochen und gar nicht versucht, ihm alles zu erklären. Er hätte ihre Motive ohnehin nicht verstanden. »Ich habe mir vorgenommen, nach Nazaré zu reisen, und ich möchte es allein machen. Versteh das bitte.«

Er hatte es nicht verstanden, aber immerhin hatte er sie zum Flughafen gebracht.

In Lissabon hatte Maren ihre Entscheidung beinahe schon bedauert. Sie hatte sich für eine Nacht, um sich vom Flug zu erholen, in einem Hotel am Airport einquartiert. Dann, am nächsten Morgen, musste sie sich einen Wagen mieten, um die hundert Kilometer nach Nazaré irgendwie hinter sich zu bringen. Mit ihrem alten Polo war sie in Köln, drei Tage vor ihrer Abreise, probeweise gefahren, aber mitten in der Nacht, ohne viel Verkehr. In Lissabon jedoch herrschte auch an einem Sonntagvormittag Hochbetrieb. Am liebsten hätte sie ihren kleinen Fiat 500 noch am Flughafen wieder irgendwo am Straßenrand geparkt und wäre ausgestiegen. Ihr brach der Schweiß aus, hinter ihr wurde gehupt, weil sie sich zu langsam in die Schnellstraße einfädelt, dann wäre sie einem Lieferwagen beinahe draufgefahren, weil sie viel zu zaghaft gebremst hatte. Ihr Gehirn – es funktionierte noch nicht so, wie es sollte.

Nein, sie war bei Gott nicht mehr die alte Kriminalhauptkommissarin, sie war ... Sie wusste nicht, wer sie war. Sie war die Frau, die eine Schussverletzung überlebt hatte, die Frau mit der riesigen Welle im Kopf.

Als sie eine Ausfahrt verpasste und noch eine Runde im Kreisverkehr drehen musste, hatte sie sich selbst leise schluchzen gehört.

Dagmar, war ihr eingefallen, hatte sie noch vor vier Wochen eingeladen, sie zu besuchen, und bestimmt wäre sie gekommen, um Maren abzuholen.

Dagmar hatte ihre Schauspielagentur zu einem Höchstpreis abgegeben und betrieb nun einen Pferdehof in einem Bergdorf, gar nicht weit von Nazaré entfernt.

Fünfzehn Kilometer hinter Lissabon war der Verkehr plötzlich ausgedünnt, und dann war sie auf der Mautstrecke Richtung Norden fast allein unterwegs gewesen. Ihr Herzschlag hatte sich ein wenig beruhigt, und es schien die Sonne, die Temperatur lag bei angenehmen sechzehn Grad. Vielleicht war es doch die richtige Entscheidung gewesen, nach Portugal zu fliegen.

Der Wind war kalt, als sie den Weg nach Sítio hinauf lief. Niemand war unterwegs. Als sie hoch über der kleinen Stadt an der Kirche Nossa Senhora da Nazaré angekommen war, bedauerte sie, kein Foto machen zu können. Ihr Smartphone hatte sie in der Pension gelassen, da sie fürchtete, Peer würde sie schon früh am Morgen anrufen. Die ersten Vorboten eines Lichts krochen nun über den Horizont. Ein noch kräftigerer Wind wehte ihr hier entgegen. Von hier

würde es nun bergab hinunter zum Aussichtsplatz gehen, von wo man auf den Atlantik und die Wellen blicken konnte, die an dieser Stelle durch einen Unterwassergraben hervorgerufen wurden. Auf dem Vorplatz der Kirche waren noch keine Stände aufgebaut, nur Mülltonnen wurden geleert, und ein großes, sehr verlassen wirkendes Riesenrad stand da, das wie ein schlafendes stählernes Monster aussah. Zwei Männer schauten aus einem Truck zu ihr herüber. Maren zog sich ihre Kapuze über die kurzen blonden Haare.

Als sie die Kirche hinter sich ließ, konnte sie das Meer endlich hören, obwohl es noch ein gutes Stück entfernt lag. Ein wildes Rauschen drang zu ihr herüber. Sie lief an ein paar provisorisch wirkenden Restaurants vorbei, die wie größere Bretterbuden aussahen, eine schmale Teerstraße hinunter, passierte eine geöffnete Schranke und lief genau auf die Statue eines Surfers mit einem Hirschkopf zu. In einem Reiseführer hatte Maren diese Figur schon gesehen, doch bei der direkten Betrachtung war sie viel größer als erwartet.

Der Wind frischte noch mehr auf, das Rauschen klang nun dröhnend in ihren Ohren.

Ein magerer Hund tauchte aus der Dunkelheit vor ihr auf und lief ihr entgegen. Als sie die Hand nach ihm ausstreckte, wich er ihr aus und trabte davon.

Noch immer war keine Menschenseele zu sehen. Weit draußen schienen winzige Lichter auf dem Wasser zu tanzen. In einiger Entfernung meinte Maren in der Dunkel-

heit, die Konturen der Festung und des Leuchtturms auszumachen, die den Felsen krönten, auf dem sich das Wasser so vehement und mächtig brach. Das wusste sie aus einem Video, das sie sich gestern Abend in ihrer Pension angeschaut hatte.

Die Frau, die neben der Surferstatue auf dem Rücken lag, bemerkte sie erst, als sie auf gleicher Höhe mit ihr war. Langes, schwarzes Haar fächerte sich auf dem Boden auf, die grünblauen Augen der Frau starrten zum Himmel, ihr beigefarbener Mantel hatte sich in Brusthöhe rot verfärbt.

Maren beugte sich über die Frau und nahm ihren linken Arm, um nach ihrem Puls zu tasten. Ihre alten Instinkte als Ermittlerin erwachten. Kein Pulsschlag. Ein Einschussloch im Mantel, wenig Blut war ausgetreten, wahrscheinlich ein Treffer ziemlich genau ins Herz. Die Frau war auf den Rücken gefallen und vermutlich Sekunden später bewusstlos geworden, bis kurz darauf der Tod eingetreten war. Kaum Zeit mehr für einen Schrei oder für einen Versuch zu fliehen. Die Frau mochte Ende dreißig oder Anfang vierzig gewesen sein, keine Portugiesin vermutlich, ein sehr bleiches Gesicht, schmale Lippen und ... Maren erinnerte sich, die Tote gestern am Nachmittag kurz nach ihrer Ankunft in einem Café an einer Seitenstraße der Promenade gesehen zu haben. Die Frau hatte sie zuerst recht seltsam angestarrt und sie dann angesprochen – auf Englisch. Sie hatten sich ein wenig unterhalten, wie zwei Fremde es in einem fremden Land gelegentlich taten. Sie sei Russin,

hatte die Frau gesagt, aber nein, sie lebe schon lange nicht mehr in Russland. Sie sei Schriftstellerin – mit Namen ...

Maren wandte sich von der Toten ab. Polizei ... Sie musste die Polizei verständigen. Sie spürte einen leichten Schwindel und versuchte, sich zu erinnern, während sie die Straße wieder hinauf hastete. Welchen Namen hatte die Russin genannt? Und was hatten sie überhaupt besprochen? Und, verdammt, nun hätte sie ihr Smartphone gut gebrauchen können, um Hilfe zu holen.

An den ersten Restaurants war niemand zu sehen. Sie pochte gegen eine gläserne Tür, doch ganz sicher hielt sich um diese Zeit hier noch niemand auf. Also lief sie weiter, die schmale Teerstraße hinauf auf die Kirche zu. Auch hier alles menschenleer, doch dann sah sie eine alte Frau, die aus einem schmalen weißen Haus gegenüber auf die Straße trat.

Maren eilte auf sie zu. »Police!«, rief sie. »Could you call the police?«

Die Frau schaute sie erstaunt an. Englisch verstand sie augenscheinlich nicht, jedoch verschwand sie nicht sofort wieder in ihrem Haus.

»Sorry, ich spreche kein Portugiesisch«, sagte Maren, erst auf Englisch, danach auf Deutsch.

Die Frau zog die Augenbrauen in die Höhe und erwiderte etwas auf Portugiesisch, von dem Maren kein einziges Wort verstand.

Was mochte Polizei auf Portugiesisch heißen?

»Polícia«, sagte Maren, »por favor – emergency.«

Nun nickte die Frau, sie eilte ins Haus und kehrte mit einem alten Nokia-Handy zurück, in das sie mit lauter Stimme hineinsprach.

»A polícia está chegando em breve«, sagte die alte Dame, nachdem sie die Verbindung unterbrochen hatte. Beruhigend strich sie Maren über den Arm. »Café?«, fragte sie dann und eilte, ohne eine Antwort abzuwarten, ins Haus. Mit einer weißen Tasse, an der der Henkel abgebrochen war, kehrte sie ein paar Sekunden später zurück.

Der Kaffee war schwarz und schmeckte köstlich. Mittlerweile schien es, als wäre irgendwo da draußen über dem Ozean die Dämmerung angebrochen, ein zartes Licht schwebte über dem Meer herauf. Zwei Vans fuhren vor die Kirche, doch von einer Polizeisirene war noch nichts zu hören.

Ludmilla Donzowa, fiel ihr ein, während sie den letzten Schluck Kaffee trank, so hatte die Frau sich vorgestellt, und als sie begriffen hatte, dass Maren aus Deutschland kam, hatte sie sogar Deutsch gesprochen, ein flüssiges Deutsch mit einem harten Akzent. Sie hatten sich ein wenig unterhalten, über Nazaré, die Wellen ... Aber ihren Namen hatte sie der Fremden nicht genannt, da war Maren sich recht sicher.

»Obrigado – danke«, sagte sie an die Frau gewandt und gab ihr die leere Kaffeetasse zurück.

»Obrigada«, verbesserte die Frau sie mit einem Lächeln und schob offenbar zur Erklärung ein paar Worte nach, die Maren jedoch wieder nicht verstand. Aber ja, sie erinnerte

sich an den Reiseführer. *Obrigado* war die männliche Variante. Für sie hieß es *obrigada*.

Endlich fuhr ein weißer Polizeiwagen mit blauen Streifen recht gemächlich die Straße herauf. Maren nickte der alten Frau noch einmal zu und eilte zu dem Wagen, der genau vor der Kirche zum Halten gekommen war.

Ein unifomierter junger Mann stieg aus. Maren lief auf ihn zu.

»Da unten, an der Statue, liegt eine tote Frau«, rief sie ihm auf Englisch zu. »Jemand hat sie erschossen.«

Für einen Moment überlegte sie, ihren deutschen Dienstaussweis hervorzuholen, ließ es jedoch.

Der Mann musterte sie. Sein Kollege auf der Beifahrerseite stieg ebenfalls aus. Die beiden mochten Anfang zwanzig sein, muskulös, braun gebrannt, die Gesichter von Surfern. Der zweite Polizist hatte lange, unmoderne Koteletten und trug eine auffällige Goldkette. Das hätte man bei der Polizei in Köln nicht so gern gesehen.

Der erste Polizist schien sich die Worte, die sie ihm auf Englisch gesagt hatte, erst langsam übersetzen zu müssen.

»A dead woman?«, fragte er.

Maren nickte. Nun holte sie doch ihren Ausweis hervor, um ihrer Aussage noch mehr Gewicht zu verleihen. »Ich bin eine Polizistin aus Deutschland«, erklärte sie.

Der portugiesische Polizist jedoch achtete gar nicht auf diesen Ausweis. »Show us!«, sagte er und bedeutete ihr voranzugehen.

Der Weg an den Bretterbuden vorbei hinunter zu der Statue kam ihr nun länger vor. Die beiden Polizisten blieben immer einen Schritt hinter ihr. Sie schwiegen beharrlich, sprachen nicht einmal untereinander. Vor sich meinte sie, irgendwo ein Licht zu sehen, aber wahrscheinlich kam es von einem Boot auf dem Meer.

»There!« Sie deutete Richtung Atlantik, doch dann verharrte sie. Nichts, da war nichts, da lag niemand. Die tote Frau war verschwunden. Maren lief ein paar Meter. Genau neben der Figur mit dem Hirschgeweih ging sie in die Hocke. Keine Blutspur, keine Haare auf dem rissigen Asphalt.

Zwei schmutzige, abgelaufene Lederschuhe schoben sich neben sie. Maren blickte auf. Der erste Polizist starrte zu ihr herab.

»Genau hier hat die Tote gelegen«, sagte sie leise und wusste, wie unsicher ihre Worte klangen.

Was nur hatte sie gesehen? Ihre rechte Hand fuhr über den unebenen, bröckeligen Asphalt.

»Here?«, fragte der uniformierte Polizist.

Sie erhob sich und nickte.

»But where is the dead person now?« Der Polizist sah sie an.

Sie hob die Schultern und blickte um sich. Hinter der Statue lag eine wilde Dünenlandschaft. Da hätte man jederzeit eine Tote verstecken können, aber warum hätte das jemand tun sollen?

»I don't know, but ...« Sie verstummte.

Der erste Polizist blickte den zweiten an.

»Let us know, when you learn something about your dead person«, sagte der zweite Polizist. »You are a tourist, or do you live here? Can you give us your name and your mobile number?« Er nahm einen Block aus der Brusttasche, während sein Kollege immerhin eine schmale Stablampe aus seiner Tasche gezogen hatte und den Lichtschein um die Statue und über die Büsche in der Nähe kreisen ließ.

»I don't know«, stammelte sie wieder. »The dead person was a lady from Russia ...«

»Can you give us your name?«, wiederholte der Polizist. Er atmete tief ein, als erwartete er Schwierigkeiten.

Maren nickte erneut, nannte dann ihren Namen und ihre Telefonnummer. »I am a police woman from Cologne, Germany«, erklärte sie noch einmal, diesmal mit mehr Nachdruck, doch dass sie es hier gewissermaßen mit einer Kollegin zu tun hatten, schien die beiden Polizisten wenig zu interessieren.

Der erste tippte sich an die Stirn, dann wandten sich die beiden ab und gingen die Straße hinauf. Nun erst sprachen sie miteinander. Maren hörte sie leise lachen.

Eine Irre, ja, vermutlich dachten sie genau das. Aber sie hatte die Tote doch gesehen – direkt vor sich.

2 Schwindel erfasste sie, nachdem die beiden Polizisten gegangen waren.

Was hatte sie gesehen? Eine tote Frau neben der Statue mit dem Hirschgeweih, eines der Wahrzeichen Nazarés. Ja, ganz sicher, auch wenn sie am Morgen wieder ihre Tabletten zur Stabilisierung ihres Kreislaufs und gegen die gelegentlichen Schwindelanfälle nicht genommen hatte. Sie ging noch einmal um die Statue herum und suchte auch das Buschwerk in der Nähe ab. Fehlanzeige. Keine Spuren.

Schließlich lief sie zum Meer hinunter. Die Wellen brandeten gegen den Felsen, auf dem die Festung mit dem Leuchtturm errichtet worden war, doch türmten sie sich nicht so hoch auf, wie Maren erwartet hatte. Das Rauschen allerdings war ohrenbetäubend. Sie lehnte sich an eine Mauer und betrachtete das Schauspiel. Manchmal schlugen die Wellen so heftig auf das Gestein, dass die Gischt sie fast erreichte. Es tat gut, tief einzuatmen.

Für einige Momente schloss sie die Augen. Nein, sie hatte die Russin dort tot liegen gesehen. Ganz sicher. Das hieß, die oder der Mörder waren noch in der Nähe gewesen.

Ein erstes Pärchen kam in der Dunkelheit die Straße hinunter; ein Mann mit langen grauen Haaren, der eine kurze abgeschnittene Jeans und Flip-Flops trug; die Frau

an seiner Seite war viel jünger; sie hatte einen dicken Mantel an, als wären sie beide soeben aus unterschiedlichen Klimazonen gekommen. Der Mann rief Maren etwas zu, das sie nicht verstand. Sie nickte aber und ging dann den gewundenen Weg zurück. An der Statue blieb sie kurz stehen. Nichts hatte sich verändert. Kein Blut, keine Spur, dass hier ein Verbrechen begangen worden war.

Und doch ...

Sie brauchte einen Kaffee, musste nachdenken.

In der Pension holte sie ihr Smartphone – wie erwartet hatte Peer bereits dreimal angerufen, auch ihre Schwester hatte sich gemeldet – und ging in das Café Village, das fünfzig Meter von der Promenadenstraße entfernt lag. Hier hatte sie gestern die Russin getroffen. Sie setzte sich an einen Tisch auf der Terrasse vor dem Café und musste ein paar Minuten warten, bis es geöffnet wurde. Eine junge Frau mit blau gefärbten Haaren, die gestern nicht hier gewesen war, brachte ihr die Speisekarte. Es würde ein klarer, sonniger Tag werden. Der Galão vertrieb die zarten Kopfschmerzen, die sich eingestellt hatten.

Das Café füllte sich rasch, meistens junge Leute, die Englisch sprachen. Auch im Winter war Nazaré offenbar ein Ort für Touristen, oder vielleicht waren es die Wellen, die besonders um diese Jahreszeit ihr Publikum anlockten. Der Januar und Februar galten als die besten Monate, um hier die höchsten Wellen zu erleben.

Im Internet fand sie mehrere Fotos von Ludmilla Donzowa. Sie hatte tatsächlich drei Kriminalromane geschrie-

ben, die in Moskau spielten und sogar ins Deutsche und Englische übersetzt worden waren, aber der letzte mit dem Titel »Endspiel in Moskau« war bereits vor drei Jahren erschienen.

Als Maren sich einen zweiten Kaffee bestellte, zeigte sie der jungen Kellnerin ein Foto der Russin aus dem Netz. »Haben Sie die Frau hier schon einmal gesehen?«, fragte sie auf Englisch.

Die junge Frau betrachtete das Foto. »Nein, ich fürchte, ich kenne sie nicht.« Rasch wandte sie sich wieder ab.

Maren nickte. Okay, einen Versuch war es wert gewesen, und irgendjemand musste diese Ludmilla Donzowa gesehen haben. Wo mochte sie in Nazaré untergekommen sein?

Ihr fiel ein, was die Russin ihr geraten hatte. »Ich habe einen Tipp für Sie, den Sie unbedingt befolgen sollten. Gehen Sie ganz früh morgens zur Festung hinunter, noch bevor es hell wird. Der Sonnenaufgang dort ist unvergleichlich.«

Und was hatte sie gesagt? »Ja, danke für den Tipp. Wegen der Wellen bin ich hier. Gleich morgen früh werde ich mir den Sonnenaufgang ansehen«, hatte Maren geantwortet.

Konnte es bedeuten, dass die Russin sie erwartet hatte, dass ihr Tipp eine Art geheime Verabredung hatte sein sollen?

Maren trank ihren zweiten Galão, dann bestellte sie ein Croissant. Nun waren fast alle Tische besetzt. Hier, ge-

schützt hinter einer Glasfront, wehte auch kein Wind, die Sonne schien, es fühlte sich beinahe wie Frühling an.

Aber was, wenn Ludmilla Donzowa doch auf sie gewartet hatte – wenn sie sich von irgendwoher kannten? Vielleicht aus Köln? Möglicherweise sogar von ihrem letzten Fall – dem Mord an Roger König? Aber nein, die Russin hatte keine Andeutung gemacht, dass sie sich bereits einmal begegnet waren. Oder hatte Maren es einfach nicht bemerkt?

Sie versuchte, sich Wort für Wort an ihr Gespräch zu erinnern, doch es gelang ihr nicht. Ihr Gehirn ... Es funktionierte immer noch nicht richtig. Und trotzdem ... Ihr Bauchgefühl meldete sich, diese Intuition, die ihr bei einigen Ermittlungen geholfen hatte ...

Als Peer erneut anrief, drückte sie ihn weg, stattdessen wählte sie Robert Klausners Mobilnummer. Es dauerte ein paar Augenblicke, bis er sich meldete.

»Maren?« Er klang erfreut und überrascht zugleich. »Wie geht es dir? Es ist schön, dass wir uns gesehen haben.«

Seine Freude, sie zu hören, machte sie für einen Moment sprachlos. »Gut«, sagte sie und musste sich räuspern. »Mir geht es gut. Aber ...« Sie zögerte. »Ich möchte etwas wissen. Der Fall König ... Seid ihr weitergekommen?«

»Nun ...« Sie hörte, wie Klausner an einer Zigarette zog. Anscheinend war er nicht im Präsidium, oder er stand draußen auf dem Parkplatz, um dort zu rauchen, was er oft tat, wenn er schlechter Stimmung war. »Wir glauben, die Sache hat etwas mit Drogen zu tun. Könnte sein, dass eines

der Fitnessstudios als Umschlagplatz genutzt wird. Marokkaner aus Rotterdam machen sich seit einiger Zeit in Köln breit ... Weißt du ja vermutlich noch ... Letzte Woche hat es einen Bombenanschlag auf einen Club gegeben. Da sind wir jetzt dran.«

»Das heißt, es gibt keine heiße Spur, wer König ermordet haben könnte?«

»Nun ja.« Erneut ein tiefer Zug an der Zigarette. »So würden wir das öffentlich natürlich nicht sagen, aber ... warum fragst du? Bist du kurz davor, wieder einzusteigen?«

Maren nippte an ihrem Kaffee. »Kannst du dich erinnern, ob beim Fall König eine Russin eine Rolle spielte?« Sie ging nicht auf Klausners Frage ein. »Tauchte sie vielleicht in den Ermittlungen auf?«

Klausner antwortete nicht sofort. Im Hintergrund meinte sie nun, Straßenverkehr zu vernehmen.

»Keine Ahnung«, sagte er dann. »Bei unseren Ermittlungen ist keine Russin aufgetaucht, aber hast du nicht, kurz ... kurz bevor du ausgeschieden bist, von einer Polin gesprochen, die Kontakt mit dir aufnehmen wollte? Erinnerst du dich nicht?«

Nein, war sie drauf und dran zu erwidern, ich erinnere mich nicht – ich erinnere mich an nichts in den letzten vier Monaten vor dem Überfall. Aber, verdammt, wie weit ihre Amnesie reichte, sollte niemand im Präsidium wissen, schon gar nicht die Kriminalpsychologin, die sie einbestellt hatte und vor der sie – wie sie sich insgeheim eingestehen musste – auch nach Portugal geflohen war.

»Eine Polin? Kann sein«, erwiderte sie vage.

»Warum fragst du nach einer Russin? Wie kommst du darauf?« Nun endlich schien Klausners Neugier geweckt zu sein.

»Ich habe jemanden getroffen – da ist es mir eingefallen.« Hoffentlich war er mit dieser Antwort zufrieden.

»Wenn du willst, können wir uns jederzeit sehen, aber nun muss ich in unsere Teambesprechung. Außerdem kommt gleich ein Sprengstoffexperte ... Hoffe, es wird nicht zur Gewohnheit, dass die Dealer sich hier gegenseitig Dynamit vor die Tür legen.«

»Ich melde mich.« Dann fiel Maren etwas ein, vor dem sie immer zurückgeschreckt hatte. »Robert, es gibt doch Videoaufnahmen von dem Überfall in der Bank. Ich hatte bisher immer Angst, sie mir anzuschauen, aber kannst du sie mir per Mail schicken? Nun, ich denke ... Endlich bin ich so weit ...«

»Du weißt, dass ich das nicht darf, Maren.« Klausner flüsterte nun beinahe. »Na gut, weil du es bist, aber lösche die Aufnahme gleich wieder, oder speichere sie irgendwo, wo sie niemand findet.« Eine Sekunde später unterbrach er die Verbindung.

Das Telefonat hatte sie angestrengt. Kaum hatte sie aufgelegt, traf von Peer eine Nachricht ein: *Wie geht es dir? Sprechen wir nachher?*

Sie spürte, dass sie beim besten Willen keine Lust hatte zu antworten. Und wenn sie telefonierten, hätte sie von der toten, verschwundenen Russin sprechen müssen. Sie

wusste, was Peer sagen würde: *Vielleicht hast du dich getäuscht, sie war nur ohnmächtig oder hat geschlafen. Du bist noch viel zu angespannt, Maren. Du musst dich schonen.*

Sie bezahlte und ging zum Meer hinunter. Am Stadtstrand von Nazaré war der Atlantik ruhig, beinahe spiegelglatt. Die Sonne stand nun hoch am fast wolkenlosen blauen Himmel. Alte Frauen in schwarzen Gewändern boten getrockneten Fisch an – das war ihr gestern schon aufgefallen. Offenbar waren die Frauen dafür engagiert worden, den Touristen zu zeigen, wie früher hier an der Küste Fisch getrocknet worden war. Zahnlos lächelte eine fast Hundertjährige ihr zu, und was die Alte dann sagte, konnte sie absolut nicht verstehen. Maren nickte jedoch lächelnd zurück.

So etwas wie Ebbe und Flut gab es hier offensichtlich auch. Sie ging den weiten Sandstrand hinunter. Eine Polin – wieso hatte sie angeblich eine Polin erwähnt? Vielleicht hatte sie etwas über diese Frau in ihr Notizbüchlein geschrieben, aber das lag in ihrer Wohnung am Beethovencpark. Sie könnte Peer anrufen und ihn bitten, es ihr zu schicken – oder Lea fragen, ihre Zwillingsschwester. Natürlich würde Lea sofort wissen wollen, warum sie auf einmal ihr Notizbuch einsehen wollte. So war eine erfolgreiche Staatsanwältin nun einmal – noch neugieriger als eine Polizistin.

Nein, am besten und unverfänglichsten wäre es, die alte Frau Herbst zu fragen, die unten im Haus wohnte. Sie hatte einen Schlüssel und würde keine Fragen stellen.

Maren legte sich in den Sand, der von der Sonne gewärmt worden war, und blickte zum tiefblauen Himmel hinauf. Ganz weit oben war eine winzige Wolke zu erahnen, die langsam ausfaserte und sich auflöste. Im Hintergrund erklang monoton das Rauschen des Meeres. Ja, hier in Nazaré bei angenehmen Temperaturen und bei viel Ruhe und Zeit ein paar Dinge zu verarbeiten, hätte sie sich erholen und gesund werden können – wenn nicht Ludmilla Donzowa aufgetaucht und als Tote wieder verschwunden wäre.

Sie schloss die Augen, die Sonne legte eine wohltuende Wärme auf ihr Gesicht. Es war Mitte Januar, sie konnte wieder einen Fuß vor den anderen setzen, sprechen und denken, und in Deutschland regnete es vermutlich.

Ein leiser Signalton riss sie aus einem Dämmerschlaf. Eine E-Mail war auf ihrem Smartphone eingegangen. Klausner hatte ihr eine Videodatei geschickt.

Warum hatte sie das gesagt? Dass sie nun bereit war, sich die Bilder der Überwachungskamera anzuschauen? Auch von diesen beiden Tätern gab es keine Spur, obwohl in den ersten Wochen nach dem Vorfall die ganze Kölner Polizei intensiv nach ihnen gefahndet hatte – weil noch immer ein ungeschriebenes Gesetz galt: Jemand, der sich mit der Polizei anlegte, durfte auf keinen Fall ungeschoren davonkommen.

Die Sonne stand nun genau über dem Meer. Wind war aufgekommen, doch hier waren die Wellen harmlos, nur rechter Hand, am Felsen Richtung Nordstrand, sah sie, wie

Gischt aufsprühte. Ganz in der Ferne erkannte sie auch einen einzelnen Jetski-Fahrer.

Für einen Moment hatte sie wieder die tote Russin vor Augen.

Sie hatte sich nicht geirrt – auf keinen Fall. Sie mochte immer noch geschwächt sein, mit gelegentlichen Schwindelanfällen und tiefen Erinnerungslücken, aber sie wusste, wann sie eine Tote vor sich liegen hatte.

Der Sand war mittlerweile so warm, dass sie ihre Schuhe auszog. Als wäre sie eine zufriedene Touristin, ging sie zur Promenade zurück. In der Pension holte sie ihren Laptop, doch in dem dunklen Zimmerchen wollte sie sich das Video, das Klausner ihr geschickt hatte, nicht anschauen.

An einer Ecke in den engen Gassen ein paar Hundert Meter oberhalb der Uferstraße fand sie ein anderes Café, aus dem es nach frischem Brot duftete. Außerdem verkündete ein Schild *Free WLAN!*. Maren bestellte einen Smoothie, dann schaltete sie den Laptop ein.

Ihre Hände zitterten, als sie die E-Mail öffnete. Nahm sie sich nicht zu viel vor? Wollte sie wirklich den Moment anschauen, als ihr Leben aus den Fugen geraten war? Sie überlegte, den Laptop einfach zuzuklappen. Wollte sie wirklich sehen, wie ihr ein Bankräuber in den Kopf schoss?

Klausner hatte nur einen kurzen Gruß geschrieben.

Das Video war knapp sechzig Sekunden lang, es war schwarz-weiß und ohne Ton. Sie sah sich selbst, wie sie die Targobank in der Sülzburgstraße in Köln betrat. Eigentlich hatte sie nur im Vorraum Geld ziehen wollen, doch der

Automat war defekt gewesen, hatten die späteren Ermittlungen ergeben. »Nur Einzahlungen möglich«, hatte auf einem Ausdruck an der Maschine gestanden. Also hatte sie in die Filiale gehen müssen. Es war Freitag, zehn Uhr zwölf. Ihr freier Tag, den sie sich gegönnt hatte, obwohl sie mit den Ermittlungen im Mordfall König nicht weitergekommen waren. Anstatt wie sonst ins Präsidium zu gehen, war sie um sieben im Beethovenpark gelaufen, runter zum Weiher, dann eine Runde und zurück. Um halb elf war sie mit ihrer Mutter verabredet gewesen, die in einem Café an der Zülpicher Straße bereits auf sie wartete. Was sie in der Zeit zwischen ihrem Lauf und dem Besuch in der Bank gemacht hatte, hatten Klausner und sein Team hinterher nicht mehr herausfinden können. Um neun Uhr zwölf hatte Maren ihr Smartphone abgeschaltet und es erst kurz bevor sie die Bank betrat, wieder eingeschaltet. Ein Vorgang, der sie immer noch verblüffte. Warum hatte sie das getan? Hatte sie jemanden getroffen? Es war merkwürdig und verstörend, immer wieder mit diesen Erinnerungsausfällen umgehen zu müssen.

Auf dem Video war zu erkennen, dass nur ein Schalter geöffnet hatte, drei Leute standen vor ihr an; ein junger Mann in einer Lederjacke, eine ältere Frau, die auf Krücken ging, sowie ein grauhaariger Mann in einem Mantel.

Sie hielt das Video an und betrachtete sich selbst. Die Maren in dem Video hatte sich dem Mann in der Lederjacke auf einen Meter genähert. Sie trug Jeans und eine modische Trainingsjacke von adidas, die Peer ihr geschenkt

hatte; ihr blondes Haar war noch lang, reichte ihr fast bis auf die Schulter, so wie sie es immer getragen hatte, aber zum Glück war es nach der Operation, als man es hatte abrasieren müssen, einigermaßen nachgewachsen.

So, dachte sie, das eingefrorene Bild vor sich, bin ich einmal gewesen. Ich war eine Kriminalhauptkommissarin, die von sich meinte, alles schon gesehen und erlebt zu haben. Ja, eigentlich hatte sie sich, wenn sie ehrlich war, für unverwundbar gehalten. Gewiss, in der Mordkommission gab es immer wieder herausfordernde Momente, doch in Gefahr hatte sie sich schon lange nicht mehr gefühlt, und ihre Waffe hatte sie, wie sie da in der Bank stand, zum letzten Mal beim Schießtraining zwei Monate zuvor benutzt.

Sie ließ das Band weiterlaufen. Der Lederjackentyp vor ihr wandte sich auf einmal um, als wäre sie ihm irgendwie zu nahe gekommen. Sie hatte ihr Smartphone in der Hand, weil sie ihrer Mutter eine Nachricht hatte schicken wollen, wie die Ermittler später an einer angefangenen SMS auf ihrem Smartphone hatten ablesen können. Der Mann jedoch, den man nun besser sehen konnte – ein kleiner, muskulöser dunkler Mittzwanziger mit Oberlippenbart –, hatte sich umgedreht, weil zwei Maskierte hereingestürmt waren. Der erste hatte eine Waffe in der Hand, eine Pistole, vielleicht eine Walther PPK, wie eine spätere Vergrößerung – laut Klausner – ergeben hatte. Hektisch bewegte er sie hin und her, um auf alle Wartenden zu zielen. Die zweite maskierte Person lief an ihm vorbei ein paar Schritte in Richtung Schalter. Die beiden trugen schwarze Sturmhauben

mit Augen- und Mundloch, dazu schwarze Hosen und Motorradjacken, und mit einem Motorrad waren sie auch geflohen. Die Maschine war Tage später einige Kilometer entfernt im Bleibtreusee gefunden worden, sie war erst am frühen Morgen bei einem Händler in Köln-Ossendorf gestohlen worden.

Maren erkannte auf dem Video, wie sie kurz erstarrte, dann den Maskierten mit der Waffe ansah, als wolle sie sich sein Äußeres genau einprägen. Im selben Moment schob sie in einer unwillkürlichen Bewegung ihr Smartphone in die rechte Hosentasche ihrer Jeans zurück.

Doch kaum hatte sie ihre Hand bewegt, feuerte der erste Maskierte.

Maren sah, wie sie auf dem Bildschirm ihres Laptops sofort zu Boden stürzte. Sie lag auf dem Rücken, ihr rechtes Bein zuckte vor und zurück, eine Sekunde später war das Video zu Ende. Mehr hatte Klausner ihr offenbar nicht zumuten wollen.

Mit diesem einen Schuss, der sie in den Kopf getroffen hatte, war ihr Leben als Kriminalhauptkommissarin beendet worden – zumindest vorläufig, und wenn die Uniklinik nicht gewissermaßen um die Ecke gelegen hätte, hätte sie diesen Überfall mit ziemlicher Sicherheit auch nicht überlebt.

Sie schaute sich um. Sie war wieder in Nazaré, in einem hellen, sonnengefluteten Café. Ihr Herzschlag hatte sich beschleunigt. Ihr Mund war wie ausgetrocknet. Das, was sie sich da angeschaut hatte, war irgendwie surreal – nein, es

war die Realität gewesen, die sie immer noch gefangen hielt. Jemand hatte sie fast ermordet.

Sie griff nach dem Smoothie vor sich. Zum Glück fühlte sich das Glas fest und real an. In einem Zug trank sie die Flüssigkeit aus und atmete tief durch. Anschließend glitt ihr Blick durch das Café. Hatte sie jemand beobachtet und bemerkt, was sie sich da angeschaut hatte? Wohl nicht. Ein junger Portugiese telefonierte mit einem Handy, während er gleichzeitig auf seinen Laptop starrte. Eine winzige ältere Frau mit einem leuchtend roten Kopftuch nippte an ihrem Espresso, und an der Tür saßen zwei junge Frauen, an denen das Auffälligste ihre pinkfarbenen Fingernägel waren.

Maren wandte sich erneut ihrem Laptop zu und starrte auf den mittlerweile dunklen Bildschirm.

Das, dachte sie ganz wie die Ermittlerin, die sie einmal gewesen war, sind die Bilder, wie jemand auf mich geschossen hat, die Bilder, wie ein Überfall auf eine Bank schief lief.

Aber, überlegte sie weiter, stimmte das überhaupt? Alle waren immer davon ausgegangen, dass der Maskierte bei dem Überfall die Nerven verloren hatte. Eines war allerdings auf den ersten Blick auffällig. Die beiden vermeintlichen Bankräuber waren ohne eine Tasche in die Bank gestürmt. Mittlerweile bewahrten Banken nicht mehr sonderlich viel Geld in ihren Räumen auf, es hätten sich nicht mehr als achttausend Euro erbeuten lassen, doch wie gedachten die beiden, das Geld mitzunehmen? In einer Plastiktüte mit dem Aufdruck der Bank? Hatten Klausner und sein Team darüber jemals nachgedacht?

Maren ließ das Video noch einmal laufen. Als die beiden Maskierten in den Schalterraum stürmten, hielt sie das Bild an. Bisher hatten alle Ermittler angenommen, dass zwei Männer an dem Überfall beteiligt gewesen waren, aber vielleicht war diese Annahme falsch oder musste zumindest in Zweifel gezogen werden.

Der Maskierte, der zum Schalter gelaufen war, war mittelgroß und schlank, so weit man das in diesem dunklen Aufzug erkennen konnte. Und die zweite Gestalt, der Maskierte mit der Waffe? Er war eindeutig kleiner, und wenn man die Schuhe betrachtete, hätte es gut und gerne eine Frau sein können.

Also ein Paar – Bonnie und Clyde –, das an einem Freitagvormittag auf einer belebten Straße in Köln eine Bank überfiel?

Auch in der Fahndung war, soweit Maren es mitbekommen hatte, immer von zwei Bankräubern die Rede gewesen.

Und warum hatte der kleinere der beiden sofort geschossen? Sie ließ das Band weiterlaufen und konzentrierte sich ganz auf den Schützen. Ja, die Maren in der Bank hatte sich bewegt, hatte ihre Hand mit dem Smartphone in die Hosentasche geschoben, aber hatte der Schütze wirklich denken können, sie würde eine Waffe ziehen?

Nein, das war eigentlich absurd, und doch ... Er hatte ohne großes Zögern geschossen, und dann waren die beiden sofort geflohen, ohne Beute ...

Sie spürte nun einen bitteren Geschmack im Mund.

Warum nur hatte sie sich das Band erst jetzt angeschaut – weit weg unter der Sonne Portugals?

Weil du gesund werden willst, sagte eine Stimme in ihrem Kopf. Und weil es dich nicht weiterführt. Du hast überlebt. Kann etwas wichtiger sein?

Sie schaltete den Laptop aus. Die Kopfschmerzen waren zurückgekehrt. Sie musste an den Strand, zu den Wellen. Denn ein Gedanke war plötzlich da, ein klarer, leuchtender Gedanke. Das alles sollte nur wie ein Banküberfall aussehen, aber in Wahrheit war das alles lediglich Tarnung gewesen, damit die Ermittlungen in eine falsche Richtung gingen – in Wahrheit hatte jemand sie aus dem Weg räumen wollen.

Doch am Strand, im Wind stehend, wurden ihre Kopfschmerzen noch heftiger. Sie war erschöpft. Sie floh förmlich in ihr kleines Pensionszimmer und sank wenig später in einen zum Glück traumlosen Schlaf.